Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur

Deutschen Rundschau

Nr. 24. Bromberg, den 21. März 1924.

Die japanische Pest.

Roman von Ludwig Anton.

(2. Fortsetzung.)

Jetzt schlugen japanische Laute an sein Ohr. Erstaunt hob er den Kopf. Wer sprach japanisch in Berlin? Ah, die Russen dort, hatten es augenscheinlich in Ostasien gelernt und konnten sich nicht leise verständigen, weil die berühmte Persönlichkeit, der Professor aus den illustrierten Blättern, zwischen ihnen saß.

„Er hat 50 000 Mark bei sich", hörte er den einen Russen sagen.

„Wir dürfen ihn nicht aus den Augen lassen", meinte der andere."

Die Herren erhoben sich, der alte Soldat trat zu Wieser: „Sagen Sie, Doktor, was für einen Eindruck haben Sie von den beiden russischen Herren?"

„Keinen besonderen, Herr Oberst. Was da aus Norden und Osten zusammenströmt, was aus Rußland und den Balkanstaaten sich heute in Berlin Rendezvous gibt, ist wohl nicht erstklassig."

„Mir gefallen sie auch nicht. Aber ich glaube nicht, daß wir sie hier im Hause des Geheimrats treffen würden, wenn sie nicht einwandfrei wären. Dadurch, daß sie hier verkehren, sind sie legitimiert. Möglich auch, daß uns nur das Fremdartige stutzig macht."

Die illustrierte Persönlichkeit schien die Bedenken nicht zu hegen, welche die beiden Herren gegen die Russen mehr unbestimmt fühlten. als sie begründen konnten. Denn sie ging mit ihnen zusammen fort.

Es schlug 5 Uhr morgens.

Nun kam Hertha ins Zimmer und holte ihren Mann. Ohne Abschied entfernten sie sich und gingen Arm in Arm in den dämmernden Morgen hinein.

„Willst du den Posten im Sanatorium annehmen, Fritz?"

„Nein!"

„Schade. Die Frau Geheimrätin bemüht sich seit nachmittag darum, dir die Wege zu ebnen. Vor meinen Ohren hat sie die Stimmen zweier Herren für dich gewonnen, die ebenfalls im Kuratorium der Anstalt sitzen. Wir haben die Majorität, der Posten ist dir sicher; denn daß du die Kassenstelle weiterführst, dulde ich nicht mehr."

Er wollte antworten, er kam nicht dazu. Ein ungeheures rotes Auto fuhr mit ohrenbetäubendem Motorgeknatter und unangenehm klingenden Hupensignalen, fast den Gehsteig streifend, an ihnen vorbei. Es fuhr ziemlich rasch, aber nicht schnurgerade, wie es die leere, breite, nach der Schnur gezeichnete Straße gestattete, sondern in einer unregelmäßigen Wellenlinie, als hätte der Lenker, der die Hand am Rade hielt, Krämpfe und Zuckungen in den Armen und Fingern. Plötzlich, ein etwas steilerer Wellenberg im Weg, den der Kraftwagen beschrieb — das Fahrzeug fuhr den Bürgersteig hinauf, prallte an die Mauer eines Hauses an, prallte ab, legte sich auf die Seite, und in der Motorhaube erfolgte eine Explosion, die das Fahrzeug in einen dichten Nebel hüllte.

All das fünfzig Schritte vor Wieser.

Im Nu waren Menschen auf der eben noch leeren Straße. Ein Nachtkaffee hatte sie ausgespien. Sie umdrängten den verunglückten Kraftwagen und zeigten das übliche geschäftige Treiben der Nichtstuer, die stets guten Rat wissen, immer kommandieren und anordnen und nie selbst Hand anlegen. Auch ein Schutzmann bemühte sich „amtszuhandeln", hatte sein Taschenbuch gezückt und notierte. Als Wieser mit seiner Frau näher kam, äußerte gerade ein sehr wichtig aussehender Herr, man täte gut, nach einem Rettungswagen zu telephonieren; ein anderer hämmerte am geschlossenen Rollbalken der Apotheke, die sich auf der anderen Straßenseite befand, ein dritter sprach Dr. Wieser an.

„Gott, wie sich das trifft, Doktor! Da kommen Sie gerade zurecht, erste Hilfe zu leisten. Platz, meine Herrschaften, für den Arzt! Einen besseren gibt es nicht. Hat mich vor zwölf Jahren auf der Klinik Vater operiert. Blinddarm! Feine Sache. In einer Woche war ich aus der Klinik draußen!"

Der Dampf, der aus der Motorhaube quoll, die unaufhörlichen Explosionen darin, machten es unmöglich, dem Wagen ganz nahe zu kommen. Das dauerte fünf Minuten. Inzwischen waren noch drei Schutzleute hinzugestoßen. Sie ließen Wieser mit zwei Herren, die sich freiwillig erboten, am Samariterwerk teilzunehmen, zum Wagen; die übrige Menge wurde abgedrängt.

Der Motorfahrer, ein dicker, älterer Herr, mit aufgedunsenem, blauen Gesicht, war tot. An Mütze und Haar klebte etwas Blut. Was seinen Tod veranlaßt hatte, war unklar.

Im Fond des Wagens waren zwei Damen; eine jüngere, schlanke, totenblasse, die an allen Gliedern zitterte und nur leise wimmerte, und eine ältere, dicke Frau, die trotz reichen Schmucks und kostbarer Kleidung sehr gewöhnlich wirkte. Sie wandte sich sofort mit sehr wortreichen Ergüssen an die Umgebung, schimpfte über den Vater, der sich an das Volant setzte, nachdem er schwer geladen: „Nu, der soll mir nochmal kommen, den wer ik schon zeijen!" Es war nicht möglich, neben ihr zu Worte zu kommen.

Wieser hob mit einem Helfer das junge Mädchen aus dem Wagen und trug es in die Apotheke, wo schon die Leiche des Mannes auf den Steinfliesen unter einer Decke verborgen lag. Er untersuchte den Fuß: der linke Unterschenkel war unterm Knie gebrochen.

Jetzt ratterte das Rettungsauto heran. Wieser und der Rettungsarzt schienten das Bein der jungen Dame, um sie transportfähig zu machen. Die Mutter lief indessen, ohne den toten Mann zu beachten oder zu bemerken, aufgeregt hin und her, bald irren Auges den gestürzten Kraftwagen betrachtend, bald die Samariter, die sich um ihre Tochter bemühten, ermahnend, nur den besten und teuersten Verbandstoff zu nehmen, Bröšicke werde alles bezahlen, er habe es ja. Das junge Mädchen, halb wahnsinnig vor Schmerz und Grauen, wimmerte leise. Doch zeigte der Ausdruck seines Auges, der Schauer, der beim Anblick der bedeckten Leiche seines Vaters über sein Gesicht fuhr, daß es die Situation erfaßt hatte. Die Mutter redete unaufhörlich; man erfuhr, daß man es mit Schlächter Bröšickes zu tun habe, die es „hatten". Die im eigenen Auto zu Bekannten nach Potsdam gefahren wären und „doll" getrunken hätten, denn sie hätten es ja. Und dann seien sie nach Mitternacht bei Morgengrauen zurückgefahren, und sie müsse nach Hause, das Geschäft aufsperren, die Kunden warteten, und ob ihr Lieseken bald verbunden sei, und die Herren sollten nur ja das Beste und Teuerste nehmen, sie hätten's und könnten's zahlen, und einem Manne wie Bröšicke käme es auf ein paar braune Lappen nicht an. Es gelang, durch eine Morphiuminjektion sie zu beruhigen und ins Rettungsauto zu bringen, unter dem Vorwande, sie führe nach Hause, das Geschäft zu eröffnen. Während die Schutzleute noch an der Banknoten strotzenden Brieftasche des

Toten „amtshandelten“, Protokolle und Inventar aufnahmen, fuhren die Frauen fort.

Wieser holte seine Frau vom Kaffeehaus, in das sie geflüchtet, und sie setzten den Weg zu ihrem Quartier fort.

„Welch ein Unglück!“ meinte Frau Hertha. „Die armen Leute! Der Vater tot, die Tochter verwundet, die Frau vielleicht wahnsinnig.“

Wieser lachte hart auf. „Natürlich! So ein Schlächter, der nichts gelernt hat, als Ochsen schlagen und Schweine stechen, ist, ich weiß nicht wievielfacher, Millionär. Der muß zeigen, was er hat und was er aus der Masse der wirklich Arbeitenden herausgeschunden. Und wenn er sich voll und voll getrunken, setzt er sich ans Volant des Autos und bricht sich das Genick. Ich aber, der ich 20 Jahre hart gearbeitet habe, um berechtigt zu sein, aus Humanität der Familie des Millionärs erste Hilfe leisten zu dürfen, muß ins feindliche Ausland gehen, für meine Frau und das Kind, das sie erwartet, das nackte Leben sicherzustellen.“

„Warum denn?“ frug Frau Hertha. „Bleib doch hier, Fritz. Die Stelle, die dir der Geheimrat angeboten . . .“

„Die Ketten sind nicht so drückend wie bei der Krankenkasse,“ meinte Wieser, „aber Ketten sind es doch. Ich muß täglich vor dem Geheimrat und jedem Berliner Arzt, der einen Patienten bringt, meinen Kotau machen. Und vor den Patienten auch. Aber nicht genug damit! Auch du sollst da eingespannt werden. Wenn du dich zur repräsentativen Betätigung eignest . . . .“

„Du bist verbittert, Fritz,“ beschwichtigte ihn die junge Frau. „Darum stürzt du dich in dieses Abenteuer, gehst zu den Gelben.“

„Ich werde ja zurückkommen. Und wenn ich einen materiellen Rückhalt habe, dann werde ich eine solche Stelle leichter und lieber nehmen. Dann habe ich nicht das drückende Gefühl der Abhängigkeit, weiß, ich bin nicht darauf angewiesen. Fort gehe ich erst, bis ich dich versorgt weiß.“

„Und unser Kind, Fritz, das zur Welt kommt, während der Vater abwesend ist?“

„Eben darum. Es soll versorgt sein, bevor es zur Welt kommt.“

*

„Achtung, Herr Doktor! Ihre Dame ist in Gefahr.“

Mißbilligend wandte sich der Schachpartner, der behäbige, phlegmatische Holländer van Young an den lebhaften Sprecher: „Ich glaube, Herr Professor, unser Doktor wird das schon selbst sehen. Daß er besser Schach spielt als Sie, hat er doch schon bewiesen.“

Wieser studierte stumm das Brett.

Der amerikanische Professor schüttelte den Kopf. „Der Kiebitz sieht immer mehr als der Spieler. Übrigens haben Sie es unterlassen, den Angriff auf die Dame anzukündigen. Sie hätten Schach sagen müssen.“

Nun wandte sich Wieser an den Sprechenden. „Danke, Professor. Den Angriff habe ich gesehen.“ Er machte einen Turmzug.

„Und da lassen Sie die Dame einstehen?“ frug der Zuschauer erstaunt.

„Ja. Ich brauche keine Dame.“

„Schön“, erklärte der Holländer. „Ihnen kann geholfen werden. Nehmen wir die Dame!“

Die Dame fiel.

Wieser lächelte. „Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge matt.“

„Das möchte ich sehen.“

„Gewiß. Erst rückt der linke Eckbauer vor . . .“

„Aha, da werde ich mal den weißen Läufer nehmen.“

„Nehmen Sie ruhig! Schach!“

„Was? Mit dem Springer? Da hab ich doch nur den Zug mit dem König auf b 8.“

„Stimmt. Und nun mit dem Turme Schach matt.“

„Großartig“, rief der amerikanische Professor begeistert. „Das haben Sie nicht gesehen, Herr van Young.“

„Haben Sie das Matt gesehen, Professor?“

„Ehrlich gesagt, nein!“

„Merkwürdig!“ brummte der Holländer. „Ich dachte, der Kiebitz sieht mehr als die Spieler.“

Der Eingang des Rauchsalons, in dem die drei Herren beim Schachbrett saßen, wurde durch die massige Gestalt des Mr. Johnson verfinstert. „Meine Herren“, sagte er, „es geht los. Endlich!“

„Hat man den Fehler an der Schiffsschraube gefunden?“ erkundigte sich der Professor.

„Fehler an der Schiffsschraube?“ frug der Ankömmling verwundert. „Seit wann ist denn ein Fehler an der Schiffsschraube?“

„Aber deshalb liegen wir doch schon vier Tage vor Genua“, erklärte der Holländer. „Sonst war Genua ja ein ganz nettes Städtchen. Nun aber, da diese blödsinnige Konferenz hier tagt und die Herren Staatsmänner und Journalisten alle Hotels und Kaffeehäuser besetzt halten, ist doch hier an der Riviera nicht mehr zu existieren.“

„Ich finde das sehr interessant“, meinte Mr. Johnson. „Man trifft da auf Menschen und Trachten, die man sonst nur in exotischen Filmen beisammen sieht.“

Der Holländer schüttelte den Kopf. „Ich ziehe es vor, sie im Film zu sehen. Dort riecht man sie wenigstens nicht.

Wieser lenkte ab. Er liebte die politischen Gespräche nicht. „Froh bin ich nur“, erklärte er, „daß sich dieser Schraubendefekt am „Francis Drake“ nicht früher, zum Beispiel in Cadiz, zeigte, sondern erst in Genua, nachdem ich das Schiff bestiegen. Sonst hätte ich hier vier Tage auf den Dampfer warten können. Ob ich aber in dem Kongreßgewirr ein Quartier gefunden hätte . . . .“

Der zähe Yankee ließ nicht locker.

„Sie bleiben bei der Annahme des Schraubendefektes?“

„Natürlich, so sagte der Kapitän.“

„Na ja. Nun, der Schraubendefekt heißt Lord Harry Welcome. Fuhr mit uns von Gibraltar hierher. Hat irgendeine politische Mission. Die Details hängen davon ab, was hier Lloyd George aus der französischen Mission herauspreßt. Darum die Drohungen des Engländers mit der Neuorientierung der englischen Außenpolitik, die in der europäischen Öffentlichkeit so viel Staub aufgewirbelt hat. Nun hat John Bull erreicht, was er wollte, Lord Welcome hat seine Instruktion, und somit ist der Schraubendefekt behoben.“

„Das ist schrecklich“, erklärte der Professor. „Diese ewigen Kongreßklatschereien! Sie sind doch ein erfahrener, smarter Geschäftsmann, Mr. Johnson. Glauben Sie wirklich, daß bei der ganzen Kongreßlerei etwas herausschaut, das so viel wert ist, wie das Papier, das man mit den öden Klatschgeschichten bedruckt?“

„Nein“, meinte Mr. Johnson. „Ein Schluß von 10 Ballen Kaffee ist mir lieber, als die ganze Konferenz von Genua.“

„Und mir eine Schachpartie“, fand der Holländer. „Kommen Sie, Doktor, Sie sind mir Revanche schuldig.“

Was immer die Verzögerung veranlaßt haben mochte, der Grund derselben schien behoben. Schon während der Eröffnungszüge der nun folgenden Partie begannen die Maschinengeräusche, das Zittern, Beben und Mitschwingen aller Wände, die sich unwiderstehlich auf den Leib des Reisenden übertragen und das Gefühl erzeugen, als würde die ganze Haut, von den Fußsohlen beginnend, mit schwachen elektrischen Wechselströmen gestreichelt; nach einer Weile ging ein Ruck durch das Zimmer, die an der Wand hängenden Gegenstände, einige Bilder und Waffen, begannen zu schwingen, und nun folgten alle die bekannten Bewegungen hinauf und hinab, nach rechts und links, jäh durch Stöße von allen Seiten unterbrochen, die bei empfindlichen Personen die unangenehmsten Eindrücke bis zum Gefühl der schwersten Krankheit auslösen.

Das Schiff hatte endlich seine unterbrochene Fahrt wieder begonnen.

Das äußerte bald seine Wirkung.

Nicht als ob einer der Herren, die im Rauchsalon beim Schachspiel saßen, Anlage zur Seekrankheit gezeigt hätte. Aber während der Zeit, da der Dampfer vor Genua fest lag, hatte man ihnen die Benutzung des Salons allein überlassen. Alles schwärmte am Land umher, belauerte die Mienen der Staatsmänner und holte sich Offenbarungen von den Lippen der Zeitungsmenschen, die ja hundertmal mehr wußten, als sie schreiben durften, sich aber guten Bekannten gegenüber unter dem Siegel der Verschwiegenheit restlos aussprachen. Nun, da das Schiff das Land verlassen, überfluteten die Reisenden den Salon. Leidenschaftliche politische Gespräche in allen Sprachen der Welt ergossen sich über die stumm Dasitzenden.

„Kommen Sie, Doktor,“ sagte der amerikanische Professor zu Wieser. „Gehen wir an Deck. Mich schüttelts, wenn ich die politischen Kannegießereien da anhören muß.“

Sie durchschritten das Musik- und Speisezimmer und klommen die Treppe hinauf an die Oberwelt. Auch dort allenthalben Gruppen von Damen und Herren, die lebhaft die letzten Tagesfragen besprachen.

Endlich waren sie ganz nach vorne gekommen, wo der scharfe stählerne Bug des Schiffes die Wellen durchschnitt, wo die Luft am rauhesten strich und das salzige Wasser in feinen sprühenden Tropfen die Wandelnden einhüllte. Beide wickelten sich in ihre Mäntel, legten sich in Korbstühle und blickten gerade nach vorne. Der Schiffskiel hob und senkte sich regelmäßig, der Gischt sprühte um sie herum.

„Hier, Doktor, sitze ich während der Fahrt am liebsten. Besonders seit wir ins Mittelmeer eingelaufen sind. Seitdem ist der Frühling gekommen und die Sonne. Haben Sie eine Ahnung, was Sie für ein Glückspilz sind? Sie kommen aus dem nebligen, kalten Deutschland und fahren der Sonne entgegen. Den Weg, den die menschliche Gesittung und Kultur nahm. Erst die Sonne Homers, Griechenland, Kreta, Cypern, von dem uns erzählt wird aus der Zeit, wo die

Menschen noch jung und naiv und unverdorben waren; dann Ägypten, die Wiege unserer abendländischen Kultur, von wo unsere Religionen kamen, unsere Moralanschauungen, unsere Schrift. Dann kommen Sie zu noch älteren Kulturstätten, nach Indien. Dort sind Menschen, die demselben Stamme entsprossen, aber andere Wege der Kultur und Gesittung gingen. Dort sich einwühlen können in die Denkmäler der alten Zeiten, wiederherzustellen, was herrlich war und unerreichbar blieb, es ausgraben dürfen in alter Pracht und Größe aus dem Moder und Schutt der Jahrtausende! Und dann der ferne Osten, seit wenigen Dezennien erst dem Europäer erreichbar, der sich das vergängliche Maskenkleid unseres europäischen Lebens leiht, um darunter seine dämonische Wildheit und wahre Wesenheit zu verbergen. Ja, ja. Sie wissen nicht, wie gut Sie es haben."

„Warum kommen Sie denn nicht mit mir, Professor?"

„Ich kann doch nicht. Das hängt mit meinem Beruf zusammen."

„Was für ein Beruf?"

„Ich bin Professor der Weltgeschichte in Cincinnati. Spezialfach: demotische Schriftkunde der alten Ägypter."

„Was ist denn das?"

„Was Hieroglyphen sind, wissen Sie?"

„So ungefähr."

„Na ja, die Schrift der altägyptischen Priester. Die finden Sie in den Grabdenkmälern der Könige, in den Pyramiden. Aber das Volk, das da lebte und liebte, kaufte und verkaufte, stahl und betrog wie zu allen Zeiten, brauchte eine andere Schrift. Für seine Urkunden und Heiratskontrakte, Liebesbriefe und Rechnungen. Das ist die demotische Schrift, deren Enträtselung uns mehr von dem täglichen Leben im alten Ägypten verriet, als die hochtrabenden, verlogenen Tempelinschriften. Nun kam Mr. Potter aus Cincinnati, der im Krieg mächtig verdient hatte, zu uns auf die Universität und wollte zwei Millionen von dem Sündengeld für die Wissenschaft hinschmeißen."

„Als Sühne dafür, daß er am Menschenmord reich geworden?" frug der Deutsche.

„Nein. Wo denken Sie hin? Er will ein Potter-Museum gründen. Damit er unter die upper ten der 5. Avenue kommt. So wie ein deutscher Kaufmann vor dem Krieg sich seinen Kommerzienrat oder roten Adler gekauft hat. Aber etwas mächtig Feines muß es sein. Etwas Originelles. Nicht ein Krankenhaus oder eine Bibliothek. Das verwarf er auf den ersten Anhieb. Dann wurden ihm der Südpol und Nordpol angeboten. Er schüttelte die Mähne. Nicht zu machen. Bis mir einfiel, daß in der Nähe von Kairo eine amerikanische Expedition auf dem Trockenen sitzt, unter meinem Freunde Walker. Sein Mäzen ist gestorben, und die Erben haben kein Interesse für die Sache, geben kein Geld her. Da meinte Potter: Well, Mr. Rehberger, Sie gehen auf meine Rechnung nach Kairo und arbeiten mit Walker zusammen. Sie können schreiben, was Sie wollen. Was Sie aber ausgraben, kommt ins Potter-Museum nach Cincinnati."

„Ihnen, Professor, ist ja doch die Arbeit und Forschung das Wesentliche. Das ist ja auch das Bleibende. Das lebende Wort und nicht die bemalte Tonscherbe. Da wundert es mich, daß Sie, ein Historiker, der die tote Geschichte von Jahrtausenden kennt, so wenig Interesse haben für die lebende Weltgeschichte, die sich vor unseren Augen abspielt."

(Fortsetzung folgt.)

Perkunos, hilf!

Legende von Hellmuth Kopp.

(Schluß.)

Die beiden waren in der Nähe des Hauses angekommen. Mit jedem Schritt, den zu machen der Däne sie zwang, sank ihr Mut tiefer und tiefer. Perkunos ließ sie im Stich; er wollte sie nicht erhören. Oder konnte er ihr wirklich nicht helfen? Warum denn aber nicht, da er doch die Deutschen in einer großen Schlacht besiegt hatte? Was doch gewiß schwieriger gewesen war als das, was zu tun sie ihn jetzt bat? Oder sollte er wirklich ein Nichts sein, wie der Ordensherr behauptet hatte? Dann wäre ihre Ehre verloren und damit ihr Leben; denn ehrlos wollte sie nicht länger das Licht der Sonne schauen. Aber mußte sie sich wirklich schon aufgeben? Winkte ihr nicht Befreiung, wenn sie den Gott der Kreuzritter anrief? War es ihr nicht so verheißen worden? Ob sie es einmal mit ihm versuchte? Versuchen? Brauchte sie denn das? Wer etwas versuchen will, ist des Ausgangs seiner Sache ungewiß. Sie aber hatte auf einmal die feste Überzeugung, daß ihr jetzt Hilfe werden würde.

„Hilf du mir, Christengott!" rief sie voller Zerknirschung.

„Wen rufst du an?" fragte der Däne staunend.

Kaum hatte er diese wenigen Worte ausgesprochen, als eine überirdische Kraft seine starken Arme von des Mädchens Körper riß, als wären es die eines Kindes. Er erblickte plötzlich die Gestalt eines schwertgegürteten Mannes im Schuppenpanzer neben sich, um dessen Schultern ein weißer, kreuzgeschmückter Mantel hing, und der ihn mit so furchtbaren Augen anblickte, daß er im Innersten erbebte.

„Du! Du!" rief Swantehelde in stammelndem Entzücken. Mehr Worte vermochte sie nicht hervorzubringen. Sie warf sich vor dem Weißmantel nieder, umfaßte ihn und preßte ihr Köpfchen gegen seinen Leib. Sie verharrte eine Weile in dieser Stellung. Dann hob sie das Gesicht zum Himmel und sagte schlicht und demütig:

„Habe Dank! Christengott!"

Zwei Tränen der Freude und des Glücks rannen über ihr liebliches Antlitz.

Währenddessen hatte der Kreuzritter unverwandt auf den Dänen gesehen, der wie in Stein verwandelt dastand und nichts zu sagen und nichts zu unternehmen wagte. Schließlich wich Bornholm langsam zurück, unablässig auf die ihm so rätselhafte, unheimliche Erscheinung achtend, als erwarte er jeden Augenblick irgendetwas Fürchterliches. Nachdem er sich von dem Weißmantel ein beträchtliches Stück entfernt hatte, wandte er sich um und rannte wie ein gehetztes Wild davon. Er stürzte in die Halle unter die Zechenden und ließ sich keuchend und mit irrem Gesichtsausdruck neben seinem Bruder zu Boden gleiten.

„Wo ist Swantehelde?" forschte der.

Statt einer Antwort ergriff Bornholm eine mächtige, goldene, mit Wein gefüllte Kanne und begann gierig zu trinken, als wolle er erst das Grauen, das ihm die Zunge band, herunterspülen. Das verdroß Harald. Er schlug ihm die Kanne vom Munde weg, so daß der Wein verschüttet wurde und brüllte:

„Was ist mit dem Mädchen, sprich!"

„Ein Gott steht bei ihm. Lieblich wie Baldur und schrecklich wie Tor anzuschauen!"

Harald brach in ein schallendes Gelächter aus.

„Ein Gott?" fragte er und begann, abermals zu lachen. Dann aber wurde er ärgerlich und sagte: „Ich hätte sehen müssen, daß du trunken bist. Ich hätte einen anderen schicken sollen."

„Wenn du mir nicht glaubst, so hole dir das Mädchen selbst!"

Harald richtete sich plötzlich voller Argwohn auf und schrie: „Sollte sich einer meiner Mannen erdreistet haben, zu dem Mädchen zu gehen?"

„Der Gott der Christen steht bei Swantehelde."

„Bei der Priesterin des Perkunos'? Du bist ein Narr!"

Bornholm zuckte mit den Schultern und langte nach einer anderen Kanne. Harald griff nach seinem neben ihm auf dem Fell liegenden Schwert und sprang auf. „Den Gott will ich mir aus der Nähe doch betrachten," rief er und eilte hinaus. Als er um das feste Haus herumgelaufen war, sah er, wie die Gestalt im weißen Mantel mit der Hand über das volle Haar der vor ihm knienden Swantehelde strich. Der Normanne brüllte wütend auf und stürmte mit erhobener Klinge gegen den Unbekannten an. Swantehelde vergaß in diesem Augenblicke, daß dem Ordensherrn nichts Irdisches mehr anhafte und schrie auf, weil sie wähnte, ihm drohe Gefahr. Der Marienstreiter streckte zur Abwehr die Rechte aus und hielt sie vor sich hin. Das Eisen des Dänen sauste durch die Luft; kaum hatte es jedoch den Arm des Ritters berührt, als es wie sprödes Glas zerbrach. Harald aber sank entseelt zu Boden.

„Die Zeit verrinnt, ich muß ein Ende machen," sagte der Weißmantel und zog seinen Degen.

„Was beginnst du?" fragte das Mädchen.

„Fürchte nichts!" entgegnete er. Er beschrieb mit dem Schwert über seinem Kopfe Kreise. Sofort bezog sich der Himmel, von dem eben noch die Sterne freundlich heruntergeblickt hatten, mit schwarzem Gewölk. Ein Sturmwind brauste daher mit Heulen, Zischen, Fauchen und Pfeifen. Und näher und immer näher rollte und grollte der Donner.

Plötzlich hieb der Ritter mit der Klinge durch die Luft. Ein Blitzstrahl fuhr herab und fiel zündend, und einen ungeheuren Donnerschlag nach sich ziehend, in das Inselhaus. Die Seeräuber stürzten, so weit sie nicht in sinnloser Betrunkenheit auf ihren Plätzen liegen blieben, oder von der Kraft des Blitzes betäubt worden waren, ins Freie, ohne den Versuch zu machen, irgend etwas aus ihrem brennenden Heim zu bergen. Die Beutefrauen rannten ihnen nach.

Und abermals zerteilte des Deutschen Schwertstreich heulend die Luft, und ein zweiter Blitz legte Feuer an die Wikingerschiffe, die, ob klein, ob groß, mit Ausnahme eines abseits von den anderen hoch auf dem Sande liegenden Fahrzeuges, samt und sonders in Flammen aufgingen.

Da stampfte der Ordensherr mit dem Fuß, und die Erde begann zu beben. Die Insel spaltete sich in der Mitte. Der Teil, an dem die Schiffe lagen, fing an, zu sinken; der andere Teil, auf dem Swantehelde mit ihrem Beschützer stand, hob sich mählich empor. Das brennende Haus neigte sich und rutschte in den gähnenden Erdschlund, Sandmassen stürzten nach und erstickten das Feuer.

„Rette meine Mutter!“ rief Swantehelde.

„Sieh dorthin!“ entgegnete ihr Schirmer und wies mit dem Schwerte auf das von dem Brande verschont gebliebene Schiff. Um sich von der treulosen Erde zu retten, eilten Männer und Frauen auf das Fahrzeug los und erklommen den Bug. Die Kraft der Stärkeren stieß die Schwächeren zurück, so daß es nur wenigen unter den Frauen gelang, an Bord zu kommen.

Da zerschnitt abermals das Schwert die Luft, weit wilder und wütender als zuvor. Ein sonnenheller Schein zickzackte hernieder und beraubte die Dänen ihres Augenlichts. Die Preußinnen zerrten ihre geblendeten Peiniger von dem Rande des Wassers fort, rissen sie von den Planken herunter, bestiegen nun alle unbehindert das Schiff, packten, sobald sie oben waren, die voller Verzweiflung auf dem Verdeck umherirrenden Blinden und warfen sie erbarmungslos über Bord. Die Vertauungen der Segel an Mast und Rahen lösten sich; der Sturmwind legte sich in die herniederfallende Leinwand, schob den Kiel von dem knirschenden Uferkies und entführte das Normannenschiff in sausender Fahrt aus der Bucht und über die weite Fläche des aufgewühlten Haffs. Die befreiten Frauen und Mägdelein fielen auf die Knie und dankten dem Perkunos. Denn sie wähnten, ihr Gott habe sie aus der Hand der Seeräuber gerettet.

Swantehelde sah voller Staunen, wie das Schiff sich entfernte und in der Dunkelheit verschwand. Sie pries still die Größe des Christengottes, der solche Wunder zu vollbringen vermochte. Da stampfte der Kreuzritter abermals mit dem Fuße auf, und abermals erbebte die Erde. Die hohen Hänge, die von allen Seiten die Bucht schützend umgaben, kamen ins Wanken; die schweren Sandmassen rutschten in den Fjord und verursachten eine ungeheuerliche Flutwelle, die ihre gierig leckenden Wasserzungen bis vor die Füße Swanteheldes und des Weißmantels böse zischend heraufkriechen ließ. Die Dänen, die noch auf dem unteren Teil der Insel umherirrten, ertranken. Die brennenden Schiffe wurden mit unerhörter Wucht gegeneinander geworfen, barsten und sanken. Der Sturmwind führte gewaltige Mengen scharfer, nadelfeiner Sandkörner mit sich und ließ sie auf den oberen Teil der Insel, der stets weiter in die Höhe wuchs, und die ganze Fläche der Bucht unaufhörlich niederfallen. Allmählich verliefen sich die Wasser haffwärts, und der untere Teil der Insel kam wieder, aber in völlig veränderter Gestalt, zum Vorschein. Der ganze hintere Teil der Bucht war trocken gelegt. Die gesunkenen Schiffstrümmer lagen eine Zeitlang sichtbar da, dann kam ein neuer Erdstoß, und von den Seiten her begruben neue Sandmassen die verkohlten Trümmer.

Die Stelle, auf der Swantehelde und der Ordensherr standen, überragte nun weithin die ganze Umgebung. Der Weißmantel schwenkte wiederum seinen Degen über seinem Haupte, und das Erdbeben hörte auf. Die Blitze leuchteten schwächer, und der Donner grollte leiser und verhallte schließlich in der Ferne; der Wind drehte von Nordwest nach Nordost um und vertrieb das schwarze Gewölk.

Der Morgen tauchte fern am Horizont auf, eine Purpurbinde um die jugendschöne Stirn gebunden. Ganz weit im Süden verschwand in der Richtung auf Kinten zu ein Schiff mit rosigem Segel.

Swantehelde schaute ihm nach und winkte mit der Hand.

„Lebe wohl, Mütterlein!“ sagte sie. „Grüße meine Heimat!“

„Bist du bereit, vor Gottes Thron zu treten?“ fragte ihr Beschützer.

„Ich bin bereit!“ antwortete sie.

„Dann komm!“ sagte er.

Er zog sie in seine Arme und küßte lange und innig ihren Mund. Da starb ihr Leib. Doch ihre Seele schwebte an seiner Brust empor zu Gott.

*

Unter den Litauern und Kuren geht noch heute die Sage, Perkunos habe aus Grimm über die Quälereien der Seeräuber an seinen Gläubigen mit beiden Riesenhänden Sand zusammengerafft und mit einem einzigen Wurf das Raubnest mitsamt den Insassen verschüttet. Die Anhöhe über jener Stätte heißt der Blocksberg. In der letzten Aprilnacht soll man noch zuweilen das Lärmen zechender Menschen aus der Tiefe vernehmen können.

Der Kölner Dom und die Zahl 7.

Man hat bekanntlich vor einiger Zeit nachzuweisen versucht, daß in den Maßen der Cheopspyramide ganz bestimmte Zahlenverhältnisse immer wiederkehrten, die tiefsinnige metaphysische Aufschlüsse über die Weltanschauung der alten Ägypter enthüllen. Nur wenigen dürfte bekannt sein, daß etwas Ähnliches bei dem Kölner Dom der Fall ist. In diesem Wunderwerk der Gothik kehrt nämlich in den Abmessungen überall die Zahl 7 wieder. Das ist nicht etwa eine ästhetische oder handwerksmäßige Spielerei der Dombaumeister. Vielmehr liegt dieser Zahlenmystik eine tiefsinnige Symbolik zugrunde. Dem Mittelalter galt die Zahl 7 als die „heilige“ Zahl, die neben ihrer arithmetischen eine symbolische Bedeutung hatte: nämlich die Bedeutung der Vollendung, des Göttlichen. Diese Vorstellung geht auf uralte Anschauungen zurück, und kehrt, wie bekannt, häufig in der Bibel in symbolischem Sinne wieder. So in den sieben Schöpfungstagen, die nicht wörtlich zu nehmen sind, sondern die allumfassende Größe des göttlichen Schöpfergeistes symbolisieren, in den sieben fetten und den sieben mageren Jahren, den sieben „klugen“ und den sieben „törichten“ Jungfrauen, die nichts weiter darstellen als Klugheit und Torheit selbst, den sieben Todsünden usw. So brachten die Baumeister des Kölner Domes, indem sie alle Maße und Verhältnisse auf der heiligen Siebenzahl aufbauten, damit nicht nur den Gedanken der Größe und Vollendung des Kunstwerkes selbst zum Ausdruck, sondern sie verknüpften es dadurch auch mit der Idee des Göttlichen und des Weltganzen im Sinne der mittelalterlichen Weltanschauung. An allen Portalen sowohl wie an allen Nebeneingängen befinden sich, wie ein Mitarbeiter des „Kölner Tageblatt“ festgestellt hat, zur Aufnahme von Statuen sieben Nischen. Die Tiefe der Vorhalle beträgt $7 \times 8 = 56$ Fuß. Sieben Postamente für Standbilder befinden sich darin. Sieben Kapellen umgeben den hohen Chor, der wie der innere Raum der Kirche eine Breite von $7 \times 23 = 161$ Fuß hat. 7×23 Fuß beträgt auch die Höhe des Chores; 7×10 Fuß die Höhe der Seitenschiffe; 7×2 Säulen schmücken den hohen Chor, je sieben Säulen trennen die fünf Schiffe der Kathedrale. Man zählt im ganzen im Innern $7 \times 8 = 56$ freistehende Säulen, während $7 \times 4 = 28$ Pfeiler die Wände unterbrechen. Das Westportal hat eine Breite von $7 \times 76 = 532$ Fuß, und in demselben Ausmaß war die Höhe des Domes bis zur Turmspitze geplant. Die drei Querschiffe haben zusammen eine Breite von 7×15 Fuß. Alle diese Verhältnisse beschränken sich aber nicht nur auf die Hauptteile des Domes, vielmehr lassen sie sich bis in die kleinsten Einzelheiten der Ornamente nachweisen.

□ □ Bunte Chronik □ □

* **Der Mensch noch keine vier Mark wert?** Daß ein Menschenleben wenig Wert hat, ist uns während des Krieges oft genug zu Gemüte geführt worden. Daß es sogar nicht mehr Wert hat, als etwas über vier Mark (genau 98 amerikanische Cents) zeigt der Chemiker Dr. C. A. Pierle vom „West Texas Teachers' College“, der die Rohstoffe, die der menschliche Körper enthält, genau abgewogen und auf ihren Wert geschätzt hat. Dr. Pierle fand, daß der Körper eines Menschen im Gewicht von 75 Kilogramm, der in seine chemischen Bestandteile zerlegt wird, enthält: genügend Wasser, um ein paar wollene Decken zu waschen; genügend Eisen, um einen Bilderhaken herzustellen; genug Kalk, um einen kleinen Hühnerstall zu weißen, und schließlich genügend Schwefel, um die Flöhe auf einem mittelgroßen Hund abzutöten. Der Forscher meint, man könnte all diese Stoffe in einer Drogenhandlung für einen Dollar kaufen. — Wir finden, daß es ein wahrer Wucherpreis ist!

*

* **Er will keine Politik mehr?** Ein originelles Schreiben richtete, wie aus Nimburg berichtet wird, ein Leser der „N. M. P.“ an die Redaktion des Blattes: „Verährder Herr Redaktär! Sie bring mir zu vill Bolidik! Ick sier mein Deil will nischt von all den Verlogenheiden und Schlechtiggeiden wissn. Och meine Nachbars sin der Meinung. Bring Sie Unterhaltendes, Belöhrendes, Ulkiches, bring Sie, was Sie wolln, nur nih mehr nach 9 Jahren bolidischer Quagsalberei immer wieder täglich zwei Seidn solchn Kumiß, ick mak das Zeich nich mehr lesen! Ergebst Gotthelf Karl Sch …“

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.